



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

G. Catlin's Buch: Über die Indianer Nordamerikas und ein indianisches Duell.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es ragen nun auch hier in Böhmen schon mehre Klammern hervor, welche das zerfallene Oestreich fassen wollen. Das Ministerium hat die unmittelbare Verbindung mit den Kreishefen vorgezogen und will Böhmen in fünf politische Theile zerlegen. Es wird die Einheit der Armee mit deutschem Commando nicht hergeben, ja es hat sogar den Feuerbrand nach Prag zu werfen versucht, daß auch die czechische Nationalgarde Brags das deutsche Commando, nämlich das der Armee, annehmen solle.

Ein solches Ministerium muß Muth haben und kann nur mit Schrecken in Böhmen genannt werden. Und nun kann einem solchen Ministerium nur noch der Plan zugemuthet werden, auch die Landtage gar nicht bestehen zu lassen, sondern ein Reichsparlament durch geeignete Mittel und Wege zu errichten, auf welchem dann die Deutschen, Polen, Magyaren, Wallachen und Wälschen gegen die übrigen slavischen Ideen sich sträuben werden — und endlich darf dieses Oestreich nur den Wunsch aussprechen — was dem Ministerium mit der ausgezählten Reichstagspartie zugemuthet werden darf — mit seiner ganzen Macht in den deutschen Bund zu treten — und wir haben die Erfüllung aller Frankfurter Anzeichen da, welche unsern Schlaf stören und die Glieder allarmiren.

A. M.

G. Catlin's Buch:

Ueber die Indianer Nordamerikas

und ein indianisches Duell.

Ein vielbesprochenes englisches Prachtwerk erscheint in deutscher Uebersetzung; obgleich bescheidener als das theure Original, doch noch in stattlichem Folio mit sorgfältig illuminierten Bildern, welche nach Gemälden des amerikanischen Verfassers gemacht sind.

Catlin war ein junger Amerikaner. Von seinem Vater zur Advokatur bestimmt, wurde er durch seine lebhafteste Phantasie zur Malerei und bald darauf mit Pinsel und Paletete unter die Indianer des Westens getrieben. Vom Jahr 1832 schweifte er acht Jahre lang an den Grenzen europäischer Ansiedlungen und jenseit derselben umher, als Jäger, Freund und Maler seiner rothen Freunde. In dieser Zeit hatte er allerdings Gelegenheit viel von indianischem Leben kennen zu lernen. Es fehlt ihm an Manchem, was wir gelehrte Deutsche bei einem Reisenden ungern vermissen, an gründlicher wissenschaftlicher Bildung, besonders ethnographischen und naturwissenschaftlichen Vorkenntnissen, auch gibt er selbst zu, daß er warmer Parteimann und Enthusiast für die Indianer sei, und mag in warmherziger Theilnahme oft dunkle Stellen mit hellem Pinsel überfahren haben; dagegen hat er auch die Vorzüge einer amerikanischen Natur und die eines Malers. Er weiß gut und genau zu sehen und sich verständig und praktisch in Vieles zu schicken. Sein Buch ist kein systematisches Werk, es ist eine leichte Reisebeschreibung, zwanglos, zuweilen planlos, wie seine Fahrten, sein Geplauder ist manchmal breit, oft sehr spannend, in Ton und Stil ergötzlich. Wer je für Coopers Romane geschwärmt, wem je der Untergang der rothen Männer, welche „schnell gen Sonnenuntergang hin zu den Schatten ihrer Väter schwinden“ tragisch ergriffen hat, der komme heran, für ihn ist dieses Buch. Eine große Anzahl Indianer Stämme werden in ihren Eigenthümlichkeiten geschildert, das wilde Prairieleben rollt sich mit all seinem Zauber auf, Jagden, Kriegszüge, Spiele, Tänze, Sitten, Heldenpersönlichkeiten ziehen in hunderter Reihe an uns vorüber und die getreuen Abbildungen der Indianer in ihrem wunderlichen Schmuck, bei ihren Jagden, Tänzen, Fahrten werden nicht wenig dazu dienen, die Phantasie des Lesers zu bestechen und zu corrigiren. Wir wissen nicht, wie es um den Kunstwerth von Catlin's Originalgemälden steht, eins aber können wir auch aus den sichtlich sorgfältigen Nachbildungen erkennen, daß die productive Phantasie des Menschen viel leichter das Seelen-

leben einer fremden Nation aus einzelnen Zügen richtig und vollständig zu construiren vermag, als sich aus der besten Detailbeschreibung richtige Vorstellungen von Trachten und andern Neußerlichkeiten zu machen. Wir können uns in die Empfindungsweise eines Indianers mit erträglichem Glück versetzen, aber es wäre vergebens sich seine Hosen oder Stiefeln nach der Lectüre vorstellen zu wollen, das muß man sehen, an der Wirklichkeit oder doch im Bilde. Ich wenigstens muß gestehen, daß meine gefamnte indianische Welt, die ich mir seit der Lectüre der Mohikaner in der Phantastie so schön construirt hatte, in arge Verwirrung gerieth, als ich die Mocassins persönlich kennen lernte, in welche M. Catlin's rothe Freunde die Beine zu stecken pflegen, so wunderliche lange Franzen daran, und zwar von feindlichem Menschenhaar! —

Eines von den kleinen Bildern indianischen Lebens, welche überall eingestreut sind, und den interessantesten Theil des Buches ausmachen, theilen wir unseren Lesern im Auszuge mit.

Ein indianisches Duell.

Catlin malte auf einem Handelsposten der amerikanischen Pelzcompagnie die Häuptlinge der Sioux, von welchen 5 — 600, welche verschiedenen Horden angehörten, versammelt waren. Sich malen zu lassen, kostet den Indianer einige Ueberwindung, sein eitles Herz schnt sich mächtig nach dieser wundervollen Medicin (Zauberei), aber im Hintergrund lauert die Furcht, daß die Bildnisse einen Theil seines Lebens mit sich fortnehmen, und in den Händen der Weißen fortleben, während der Gemalte nach seinem Tode keine Ruhe haben werde.

Der Reisende war gerade mit dem Bildniß Mahtotshiga's (des kleinen Bären), eines edlen schönen Mannes von der Onepapa-Horde beschäftigt, und zwar malte er das Gesicht fast im Profil, so daß ein Theil desselben verkürzt in den Schatten fiel, eine Menge von Kriegern sah ehrfurchtsvoll und bewundernd zu. Da trat ein Indianer, Namens Schonka (der Hund), Häuptling der Kasaschita-Bande, ein böser, mürrischer, von den Häuptlingen aller andern Banden verachteter Mann, in die Hütte, setzte sich dem Bilde gegenüber und nachdem er es einige Zeit betrachtet hatte, sprach er die Worte: „Mahtotshiga ist nur ein halber Mann!“ Todtenstille kam bei diesen Worten in den Wigwam und die Häuptlinge warfen einander besorgte Blicke zu. Endlich frug Mahtotshiga, ohne die Augen zu bewegen, mit festem Ton; „Wer sagt das?“ — „Schonka sagt es und Schonka kann es beweisen.“ — Mahtotshiga richtete seine Augen mit einem Blick tiefster Verachtung auf den Sprecher: „Warum sagt Schonka das?“ — „Frage den Maler, er weiß, daß du nur ein halber Mann bist — er hat nur die Hälfte deines Gesichtes gemalt, er weiß, daß die andere Hälfte nichts taugt.“

„Wenn der Maler es sagt, will ich es glauben, aber wenn es der „Hund“ sagt, so muß er es beweisen.“

„Schonka sagt es, und Schonka kann es beweisen; wenn Mahtotshiga ein Mann ist und es nöthig hat, daß ihm die weißen Männer Ehre erweisen, so möge er sich nicht schämen, sondern thun, was Schonka gethan hat. Schenke dem weißen Mann ein Pferd und dann laß ihn dein ganzes Gesicht sehen, ohne dich zu schämen.“

„Wenn Mahtotshiga sich in einen Hinterhalt legt, und einen ehrenwerthen und tapfern Krieger ermordet, weil er ein Feigling und nicht tapfer genug ist, ihm im Kampf gegenüberzutreten, dann mag er sich so lange schämen, einem weißen Mann ins Angesicht zu blicken, bis er ihm ein Pferd geschenkt hat. Mahtotshiga kann Jedem ins Gesicht schauen und blickt jetzt auf ein altes Weib und eine Memme.“

Bei diesen Worten stand der Hund plötzlich auf, hüllte sich in seine Büffelhaut und verließ unter dem Gelächter aller Häuptlinge den Wigwam.

Der „kleine Bär“ verfolgte ihn mit den Augen, bis er die Hütte verlassen hatte, und nahm dann ruhig seine frühere Stellung wieder ein. Als sein Bildniß fertig war, überreichte er M. Catlin einen schönen Rock von Hirschleder, der reich mit Stachelschweinstacheln und Scalplocken verziert war und auf dem er alle seine Kämpfe darge-

stellt hatte, und verließ den Wigwam. An der Thür seiner Hütte trat der Hund auf ihn zu: „Was meint Mahtotshiga mit den letzten Worten, die er zu Schonka sagte?“ — „Mahtotshiga sagte es und Schonka ist kein Dummkopf, das ist genug.“ — Nach diesen Worten ging der Hund eilig nach seiner Hütte. Der kleine Bär trat in die seine, lud schnell seine Flinte und warf sich dann, wie es bei ihnen gebräuchlich ist, mit dem Gesicht auf die Erde, den großen Geist um Beistand anzusehen. Sein Weib, welche seinen aufgeregten Zustand bemerkte und üble Folgen befürchtete, zog, ohne von dem Vorgefallenen etwas zu wissen, heimlich die Kugel aus der Flinte.

In diesem Augenblick rief der Hund außerhalb der Hütte: „Wenn Mahtotshiga ein ganzer Mann ist, so komme er heraus, es zu beweisen; Schonka ist es, der ihn ruft.“ — Die Frau schrie auf, aber es war zu spät, ihr Mann hatte die Flinte ergriffen und sprang zur Thür hinaus. — Beide schossen gleichzeitig; der Hund entsprang ohne Wunde, aber Mahtotshiga wälzte sich in seinem Blut und sonderbarer Weise war die ganze Seite des Gesichts, welche im Bilde fehlte, und die, wie der Hund sagte, „nichts taugt,“ vom Kinn bis zum Ohr mit einem Theil der Nase und dem Auge weggeschossen. Ungeheuer war die Aufregung, welche dieser Vorfall unter mehreren Tausenden in eifersüchtige Horden getheilten Siouxs hervorrief. In einem Augenblick waren Alle mit Flinten oder Bogen bewaffnet; die Freunde des Hundes sammelten sich um ihn und er floh unter einem Hagel von Pfeilen und Kugeln; aber die Mitglieder der Dacpapa-Horde verfolgten ihn auf die Prairie und zerschossen ihm einen Arm, doch gelang es ihm zu entkommen.

Den folgenden Tag starb Mahtotshiga. Catlin wurde als die geheimnißvolle Ursache dieses Unheils mit Argwohn betrachtet, doch gelang es ihm bis zu seiner schnellen Abreise die Rache von sich abzuhalten, welche nach einem Opfer für den Getödteten suchte. Die Aufregung unter den Siouxs dauerte den ganzen Sommer, die Freunde Mahtotshigas durchzogen das ganze Land der Siouxs, ohne den Hund auffinden zu können. Sie tödteten dafür seinen Bruder, einen ehrlichen und geachteten Mann, und die Neue über diese blutige That steigerte ihren Ingrimm gegen den Hund.

Aber auch gegen Meister Catlin. Man hielt Rathversammlungen und beschloß in aller Feierlichkeit seinen Tod; man behauptete, er habe gewußt, daß die eine Seite vom Gesicht des kleinen Bären dem Verderben verfallen war und deshalb habe er sie weggelassen. „Er sieht unsere Häuptlinge und Frauen an und macht sie dann lebend! Auf diese Weise hat er unsere Häuptlinge hinweggeführt (ihre Porträts sind gemeint) und wenn sie todt sind, kann er ihre Geister quälen. Man sagt, sie lebten nicht? wir sehen ja ihre Augen sich bewegen! ihre Augen folgen uns, wohin wir auch gehen, das ist genug.“ — Und der heilige Mann des Stammes, der Zauberer, sprach echt jesuitisch und eines civilisirten Pfaffen würdig: Es sind junge Leute, die so eben gesprochen haben, ich fürchte mich nicht. Der weiße Medicinmann hat mein Bildniß gemalt und es war gut — ich freue mich darüber — ich bin alt und fürchte mich nicht! — Einige unserer jungen Leute sind närrisch. Ich weiß, daß dieser Mann viele unserer Büffel in sein Buch hineingesteckt hat, denn ich war bei ihm und wir haben seitdem keine Büffel zu essen gehabt; es ist wahr, aber ich fürchte mich nicht! Seine Medizin ist groß und ich wünsche ihm alles Gute, wir sind Freunde!“ — Wer einem Indianerstamm die Büffelheerden nimmt, nimmt ihm die Möglichkeit zu leben, wenn also der geistliche Herr den armen Catlin beschuldigte, die Büffel in sein Skizzenbuch gehert zu haben, so führte er den Todesstoß gegen ihn.

Zum Glück für Catlin wurde der Hund endlich bei den schwarzen Bergen gefunden und getödtet. Damit war diese Angelegenheit abgemacht, das Indianerduell hatte keine weiteren Folgen.

Verlag von F. V. Herbig. — Redacteurs: Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Druck von Friedrich André.